

# Was ist ein Bild?

*Eine Antwort aus semiotisch-konstruktivistischer Perspektive*

Matthias Händler

*Dieser Aufsatz soll darlegen, was eine Kombination aus Radikalem Konstruktivismus nach Ernst von Glaserfeld und der Semiotik nach Charles S. Peirce für die Bildtheorie leisten kann. Das Ziel ist dabei, die These plausibel zu machen, dass das Bildmedium den Betrachter notwendig zur selbstreferentiellen, d. h. gedächtnisbasierten Bezugnahme in Form einer doppelten Kategorisierung stimuliert, bei der sowohl die Ausdrucks- als auch die Inhaltsseite als solche erkannt werden muss. Dadurch wird das Bild zur funktionalen Einheit in Form eines ikonischen, d. h. wahrnehmungsnahe Zeichens. Im Zuge der fortwährenden Debatte um den Bildbegriff und dessen kontrovers diskutierten Zeichenstatus soll hier also dafür plädiert werden, dass zum einen gelernt werden muss, was ein Bild ist, und dass dies zum anderen notwendig mit einem Zeichenprozess zusammenhängt, welcher sich nicht erst über die kommunikative, sondern bereits über die kognitive Ebene bestimmen lässt.*

**Schlüsselwörter:** Bildtheorie, Selbstreferentialität, Zeichenbegriff, Ikonizität, Semiotik, Radikaler Konstruktivismus, Charles S. Peirce, Ernst von Glaserfeld

## 1. Der Zeichenstatus als grundlegendes Problem der Bildtheorie

Die Frage „Was ist ein Bild?“ gehört, so der Philosoph Oliver R. Scholz, „zu den ältesten, aber auch den am wenigsten geklärten Fragen der gesamten Geistesgeschichte“ (Scholz 2009: 13). Demnach kann der Bildbegriff auf eine äußerst lange Reflexionschronik blicken, welche über die Kunstgeschichte (vgl. Gombrich 2004, Mitchell 1995), Anthropologie (vgl. Jonas 2010, Sachs-Hombach 2013), Psychologie (vgl. Schuster 2007), (Medien-)Linguistik (vgl. Kress und van Leeuwen 1996, 2001, Große 2011), Rhetorik (Knape 2007) und die diversen Strömungen innerhalb der Philosophie (vgl. Husserl 1980, Sartre 1981, Wiesing 2000, 2005, Brand 1999, Goodman 2010, Eco 1991, Sonnesson 1989, Blanke 2003, Majetschak 2005, Nöth 2005, 2009, Scholz 2009) bis hin zur allgemeinen Bildtheorie als einer noch sehr jungen Disziplin in der Medien- und Kommunikationswissenschaft (vgl. Knieper und Müller 2001, Müller 2003, Sachs-Hombach 2006, 2009, 2010, Lobinger 2012, Geise und Lobinger 2013 sowie Krämer, Cancik-Kirschbaum und Totzke 2012) reicht. Dadurch aber, dass jede dieser Fachrichtungen unterschiedliche Aspekte des Bildes mit ebenso unterschiedlichen theoretischen Prämissen sowie Methoden hervorhebt und untersucht, lässt sich im Hinblick auf den Bildbegriff immer noch ein gewisses Maß an Heterogenität beobachten (vgl. zu den diversen Theorien und Methoden Müller 2003: Kapitel 2 sowie Netzwerk Bildphilosophie 2014). Zwar ist man sich im Grunde darüber einig, dass sich das *Bildmedium* in drei Teile gliedern lässt, nämlich in den *Bildträger* (Ausdruck oder Darstellendes), das *Bildobjekt* (Inhalt, Bedeutung oder Darstellung) und den *Referenten* (Denotat oder Dargestelltes). Welches Verhältnis dabei aber zwischen diesen Teilen charakteristisch ist, um den Bildbegriff zu definieren, ist umstritten, wobei dies vor allem die Frage nach dem *Zeichenstatus* betrifft. In dieser Hinsicht lassen sich logischerweise auch nur zwei Positionen finden: Entweder wird jedes Bild als Zeichen betrachtet oder nicht. Einerseits besteht innerhalb der Medien- und Kommunikationswissenschaft diesbezüglich kein Zweifel, da der Zeichen-

charakter des Bildes hier als „essentiell[es]“ Kriterium betrachtet wird, damit das Bild überhaupt als „Element im medial vermittelten Kommunikationsprozess“ (Lobinger 2012: 48) fungieren kann. Andererseits finden sich aber auch problemlos Bildtheorien, welche den Zeichenstatus als notwendiges Begriffskriterium konsequent ablehnen, wobei diese Positionen zumeist aus der Kunstgeschichte oder phänomenologischen Philosophie stammen (vgl. Boehm 1994b, Brand 1999, Böhme 2004, Belting 2005 oder Wiesing 2000, 2005). Bilder können aus dieser Perspektive heraus Zeichen sein, müssen es aber nicht.

Ob ein Bild notwendig als Zeichen betrachtet wird oder nicht, hängt dabei in letzter Konsequenz von den erkenntnistheoretischen Prämissen und der semiotischen Schule ab, aus der man den eher enger oder weiter gefassten Zeichenbegriff ableitet. Die dabei nun zuletzt genannten Theorien vertreten in dieser Hinsicht sehr enge Konzeptionen, denen der Semiotiker Winfried Nöth einen „semiotische[n] Reduktionismus“ (2011: 113) attestiert. In systematischer Hinsicht können die Prämissen, auf denen diese Ablehnung dann basiert, wie folgt zusammengefasst werden: *Erstens* wird als epistemologische These angenommen, dass Wahrnehmung ein *passiver* Prozess des reinen Anschauens ist, bei dem weder Wissen noch Schlussfolgerungen notwendig involviert sind. Darauf basierend wird *zweitens* angenommen, dass sich der Bildstatus ausschließlich über die Wahrnehmung ergibt, wobei zwischen Bildträger und Bildobjekt *keine* kausale Determination besteht. Dies führt *drittens* zur Ansicht, dass ein Bild erst *nach* der Wahrnehmung intentional als Zeichen gebraucht werden kann, wobei hier „Zeichen“ völlig synonym zu „Symbol“ verwendet wird. Diese Thesen lassen sich u. a. in der phänomenologischen Bildtheorie von Lambert Wiesing finden, der in Anlehnung an Edmund Husserl argumentiert und hier stellvertretend für die contra-semiotische Richtung stehen soll. Wiesing meint, dass es sich bei einem Bildobjekt um eine „ontologische Ausnahme“ (Wiesing 2009: 205) handelt, da dieses Phänomen „ausschließlich und bloß sichtbar ist“ (Wiesing 2000: 10). Wie die „rätselhafte Beziehung“ zwischen dem Bildträger und Bildobjekt dabei allerdings entsteht, ist aus phänomenologischer Sicht „unerklärlich“ (Wiesing 2005: 52). Die *Kontingenz* des bildlichen Zeichenstatus ergibt sich dann daraus, dass *erst* das Bildobjekt wahrgenommen werden muss, will man dieses *anschließend* als Ausdruck (Signifikant) verwenden, dem durch eine bewusst-intentionale Bezugnahme und dadurch eben nicht notwendige Interpretation eine Bedeutung (Signifikat) zugewiesen wird:

„Die sichtbare Gegebenheit des Signifikanten beruht nicht auf einem semiotischen Vorgang, sondern auf einem Wahrnehmungsprozeß, der jeder semiotischen Verwendung voraus liegt; unerklärlicherweise ist das Bildobjekt und damit das, was in der semiotischen Verwendung von Bildern zum Signifikant wird, auf dem Bildträger sichtbar.“ (Wiesing 2005: 53)

Neben dieser *symbolischen* besteht nach Wiesing auch noch die Möglichkeit der *referentiellen Bezugnahme* mit dem Bildobjekt auf einen Referenten in Form eines realen Objekts bzw. dessen Eigenschaften, wodurch dann eine *Ähnlichkeitsbeziehung* und damit, so zumindest Wiesings Interpretation der allgemeinen Semiotik, ein ikonisches Zeichen hergestellt werden kann (vgl. Wiesing 2005: 28 und 57).

Folgt man der Argumentation, in der Bilder keine Zeichen sein müssen, ergeben sich aus einer genuin medien- und kommunikationswissenschaftlichen Sicht doch eher kuriose Folgen: So meint bspw. Silvia Seja in ihrer phänomenologischen Studie „Handlungstheorien des Bildes“, dass „zwischenmenschliche Verständigung [...] über den Gebrauch von Bildern“ (Seja 2009: 21) in Form einer „Kommunikation ohne Zeichen“ (ebd.: 29) möglich sei. Diese These ist dann im Grunde das Ergebnis der konsequenten Ablehnung des Zeichenstatus, die neben dem systematischen noch einen historischen

Hintergrund hat: Sie kann nämlich als dezidierte Gegenposition zur lange vorherrschenden strukturalistischen bzw. analytischen Bildsemiotik gesehen werden. Diese Theorien – die im Anschluss an den Linguisten Ferdinand de Saussure bzw. den Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein argumentieren – haben das Bild dabei stets in die Nähe des sprachlichen Zeichens gerückt und es auch häufig wie eines analysiert, indem sie weitgehend unkritisch davon ausgingen, dass es sich beim Bild notwendig um ein Symbol handeln müsse (vgl. für einen Überblick Birk, Halawa und Mosbach 2014). Auf diese Weise würde man jedoch, so u. a. ein Einwand des sich Anfang der 90er Jahre vollziehenden „iconic turn“ (Boehm 1994a: 13), dem Wesentlichen des Bildes, nämlich seiner sichtbaren Qualitäten, nicht genügend Rechnung tragen. Dies hängt wiederum mit der Ablehnung des Kriteriums der Ähnlichkeit als einem entscheidenden Begriffsmerkmal zusammen. So schreibt bspw. Scholz im Anschluss an Nelson Goodman (der diese Richtung maßgeblich mit der Arbeit „Languages of Art“ von 1968 beeinflusste) das Folgende:

„Damit etwas ein Bild ist, muss es ein Zeichen sein; und damit etwas ein Bild von einem Ding ist, muss es ein Zeichen (besonderen Typs) von diesem Ding sein. Kein Grad von Ähnlichkeit und kein Mischungsverhältnis von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ist aber hinreichend dafür, dass ein Zeichen vorliegt.“ (Scholz 2009: 28)

Dass die Ähnlichkeit kein hinreichendes Definitionsmerkmal für den Bildbegriff sein kann, ist insofern unproblematisch, als diese Ansicht wahrscheinlich nie jemand ernsthaft vertreten hat (vgl. Wiesing 2005: 32). Problematisch wird es aber dann, wenn Ähnlichkeit basierend auf der Ansicht, dass diese *nur* als Relation zu einem *real existierenden Objekt* hergestellt werden könne, auch als notwendiges Kriterium für den Bildbegriff abgelehnt wird (vgl. Scholz 2009: 29ff.) und stattdessen die These vertreten wird, der notwendige Zeichenstatus ergebe sich nur über die Verwendung als Symbol. Denn für diese Ansicht trifft Wiesings phänomenologische Kritik durchaus zu: Argumentiert man dahingehend, dass ein Bild immer nur dann ein Zeichen ist, wenn es entweder *bewusst* dazu verwendet wird, um mittels Ähnlichkeit auf einen *realen Referenten* in Form eines nicht anwesenden Dinges Bezug zu nehmen oder aber mittels *bewusster*, d. h. sprachlich gesetzter *Konvention* zu einem *Symbol* erklärt wird, dann handelt es sich hier immer um Gebrauchsweisen, d. h. intentionale Handlungen. Da diese jedoch immer nur kontingent sein können, kann demnach, so Wiesings Argumentation, letztlich auch der Zeichenstatus des Bildes immer nur kontingent sein: „Doch das Betrachten und Studieren einer Sache – auch eines Bildobjekts – macht aus dieser Sache kein Zeichen, gibt dieser Sache noch keinen Sinn. Zeichen entstehen durch Verwendung und nicht durch Anschauung“ (Wiesing 2005: 36).

Aus Wiesings Kritik an der analytischen bzw. strukturalistischen Position heraus ergibt sich dann auch die Kernfrage, die in diesem Aufsatz behandelt werden soll: Wenn sich der Zeichenstatus als notwendiges Begriffskriterium nicht über seine Funktion als Symbol, d. h. über die Ebene der *Kommunikation* begründen lässt, bietet sich dann eine Alternative an oder ist der Zeichenstatus des Bildes ganz einfach kontingent? Weiterhin sollen auch die Argumente sowohl der contra-semiotischen als auch die der strukturalistischen bzw. analytischen Ansicht näher untersucht werden. Hierbei werden die folgenden Fragen im Vordergrund stehen: Warum sollte es keine Determination von Bildträger und Bildobjekt geben, wenn doch das Bildobjekt immer nur dann erkannt werden kann, wenn man auf einen Bildträger schaut, wie dies auch die contra-semiotische Position unumwunden zugibt? Stimuliert bzw. affiziert die Umwelt und damit auch der Bildträger etwa nicht zur Kategorisierung? Wie kann Wahrnehmung als reines Anschauen ohne Wissen und Schlussfolgerung funktionieren? Warum sollten Zeichen im-

mer nur Symbole sein? Warum soll Ähnlichkeit kein notwendiges Kriterium sein? Wie kann sich ein Bild mittels Ähnlichkeit auf ein transzendentes, d. h. sich *jenseits* des momentanen Erfahrungshorizontes befindliches Objekt beziehen? Warum sollte Ähnlichkeit als Relation nur zu real existierenden Objekten möglich sein und warum sollte sie erst *nach* und nicht bereits schon *während* der Bildrezeption zu einem mentalen Konzept hergestellt werden können? Während diese Fragen aus Sicht der genannten Theorien entweder unbefriedigend oder gar nicht beantwortet werden können, soll hier eine Modellalternative präsentiert werden, die diese Fragen besser beantworten kann und aus der Verbindung zweier Theorien besteht, die sich komplementär ergänzen: der *Radikale Konstruktivismus* nach Ernst von Glasersfeld und die *Semiotik* nach Charles S. Peirce.

Kombiniert man die genannten Theorien und deren Prämissen, kommt man im Hinblick auf den semiotischen Status des Bildes zu folgendem Ergebnis: Da Peirce für die Begründung des Zeichenbegriffs bereits auf der *kognitiven*, statt erst auf der *kommunikativen* Ebene ansetzt und der Konstruktivismus mit Bezug auf den Zeicheninhalt immer von der grundlegenden *Selbstreferentialität einer gedächtnisbasierten Bezugnahme* ausgeht, wird das Bild immer als Zeichen betrachtet. Die These des Aufsatzes wird lauten, dass die entscheidende *semiotische Relation*, die den Zeichenstatus des Bildes determiniert, nicht zwischen einem Bildobjekt und der bewusst-intentionalen Bezugnahme auf einen symbolischen Inhalt bzw. realen Referenten besteht, sondern zwischen dem physischen *Bildträger* und der unbewusst-selbstreferentiellen Bezugnahme auf ein mental konstruiertes *Konzept*. Dabei wird durch einen unbewussten und gedächtnisbasierten Schlussfolgerungsprozess eine Mehrfachkategorisierung vorgenommen, bei der zum einen der Bildträger basierend auf seinen stereotypen Eigenschaften als reguläres Objekt erkannt wird. Parallel dazu wird das Bildobjekt als eine durch den Bildträger vermittelte Variante eines mehr oder minder bestimmten *ikonischen Typs* erkannt, wodurch eine funktionale Einheit in Form eines Zeichens entsteht.

Um zu zeigen, warum diese Kombination beider Theorien für die Bildtheorie fruchtbar ist, wird folgendermaßen vorgegangen: Gemäß den unstrittigen Bildbestandteilen wird zunächst erläutert, wie der Bildträger erkannt wird (Kapitel 2.1) und wie dessen ikonische Qualitäten das Bildobjekt als solches determinieren bzw. den Betrachter dahingehend stimulieren, es als solches zu konstruieren (Kapitel 2.2). Daran anschließend wird näher auf die Peirce'sche Semiotik eingegangen (Kapitel 2.3), um die vorhergehenden Überlegungen zu stützen und den Zeichenbegriff besser zu differenzieren (Kapitel 2.4). Im letzten Abschnitt soll dann die These plausibel gemacht werden, dass es sich bei einem Bildobjekt um die *vermittelte Variante eines ikonischen Typs* handelt, der immer einer *doppelten Kategorisierung* bedarf (Kapitel 2.5). Abschließend werden die Ergebnisse der Argumentation in einer kurzen Definition des Bildbegriffs zusammengefasst (Kapitel 3).

## 2. Semiotischer Konstruktivismus: Wie man lernt, Objekte und Bilder zu erkennen

### 2.1 Der Bildträger: Wie funktioniert Objekterkennung?

Trotz diverser Unterschiede im Hinblick auf die erkenntnistheoretischen Prämissen und Ziele lassen sich für die Peirce'sche Semiotik und den Konstruktivismus (für einen Überblick beider Modelle vgl. Nöth 2000: 59–70 und Pörksen 2011) entscheidende Gemeinsamkeiten finden: Beide Theorien sind grundlegend pragmatisch im Hinblick auf die Frage ausgerichtet, *wie* Wissen von Objekten entsteht, was sich wiederum für die Frage nach dem Zeichenstatus des Bildes fruchtbar machen lässt. So betont bspw. Peirce,

dass die Fundierung einer *Erkenntnis-* und *Zeichentheorie* nicht von dem Verhalten und Handeln des Menschen zu trennen ist:

„Um die Bedeutung eines Gedankens zu entwickeln, haben wir daher einfach nur zu bestimmen, welche Verhaltensweisen er erzeugt, denn was ein Gegenstand bedeutet, besteht einfach in den Verhaltensweisen, die er involviert. Nun hängt die Identität einer Verhaltensweise davon ab, wie sie uns zum Handeln anleiten könnte, nicht bloß unter solchen Umständen, wie sie wahrscheinlich entstehen werden, sondern unter solchen, wie sie möglicherweise entstehen könnten, wenn sie auch noch so unwahrscheinlich sein mögen. Was eine Verhaltensweise ist, hängt davon ab, *wann* und *wie* sie uns veranlaßt zu handeln. Was das *Wann* angeht, so ist jeder Antrieb zur Handlung von der Wahrnehmung abgeleitet, was das *Wie* angeht, so ist der Zweck jeder Handlung, irgendein sinnlich wahrnehmbares Resultat hervorzubringen“ (Peirce 1976: 193).

Die Bedeutung eines Zeichens ist also eine Verhaltens- bzw. Handlungsdisposition, wobei „Verhalten“ *jede* Aktivität eines Organismus meint. Es umfasst neben körperlich-muskulären Reaktionen auch sämtliche Aktivitäten des zentralen Nervensystems wie bspw. Wahrnehmen, Fühlen, Denken oder Zeichengebrauch (Klima 2011: 698). Daher wird verständlich, warum der genuine Zeichengebrauch für Peirce ein „habit“ (CP 2.148)<sup>1</sup> ist, wenn man das *unbewusste* Prozessieren von mentalen Inhalten darunter zählt. Der Zeichengebrauch kann natürlich auch *bewusst* erfolgen, insofern intentionales Verhalten und damit eine Handlung vorliegt. Durch diese Einbindung in situativ-kontextuelle Verhaltensweisen ist es wichtig, den Zeichen- und Bildbegriff auf die ihm zugrundeliegende Gebrauchssituation zu beziehen (vgl. Schirra und Sachs-Hombach 2006). Ähnlich argumentiert der Radikale Konstruktivismus, denn auch hier wird von der Prämissen ausgegangen, dass menschliches Wissen erst aus dem *aktiven Verhalten* des Subjekts entsteht. Deshalb sprechen der Entwicklungspsychologe Jean Piaget und seine Nachfolger auch von der *Wissenskonstruktion*, da Wissen nicht passiv entsteht, sondern aktiv (wenn auch unbewusst) durch die Umweltinteraktion gemäß den „systeminternen Parametern“ (Schmidt 1996: 103) konstruiert wird. Piaget hat den entsprechenden Kerngedanken dieser ebenfalls pragmatisch orientierten Theorie einmal prägnant wie folgt zusammengefasst:

„Um nämlich Objekte zu erkennen, muss das Subjekt auf sie einwirken und infolgedessen transformieren: Es muss sie von der Stelle bewegen, verbinden, in Beziehung zueinander setzen, auseinander nehmen und wieder zusammensetzen. Von den elementarsten sensomotorischen Handlungen (wie Stoßen und Ziehen) bis hin zu den kompliziertesten intellektuellen Operationen, welche verinnerlichte, gedanklich ausgeführte Handlungen sind (z. B. Vereinigen, Reihenbildung, Zuordnen), ist Erkenntnis ständig verknüpft mit Handlungen und Operationen, d. h. mit *Transformationen*“ (Piaget 2010: 43f.).

Wissen entsteht nach diesem Modell also immer erst aus dem aktiven Umgang mit Dingen und Sachverhalten, von denen dann Re-Präsentationen in Form von *Konzepten*, *Schemata* und *Skripten* abstrahiert werden. Der Bindestrich bei „Re-Präsentation“ soll dabei deutlich machen, dass es sich hier immer um das „wieder-präsent-machen“ von gedächtnisbasierten Konzepten handelt, die aus der erlebten Erfahrung heraus konstruiert wurden. In keinem Fall ist dabei „Repräsentation“ im Sinne einer transzendenten Bezugnahme gemeint, welche eine letztlich unerklärliche Verbindung zwischen einem Zeichen und einem beobachterunabhängigen Ding suggeriert (vgl. von Glaserfeld 1997: 160ff.). Der Radikale Konstruktivismus nach Ernst von Glaserfeld, der im Anschluss an die skeptische Philosophie und Piaget argumentiert, ist eben gerade deshalb so radikal,

1 Die *Collected Papers of Charles Sanders Peirce* werden in der üblichen Weise wie folgt zitiert: CP Band. Abschnitt.

weil er die zentrale klassisch-philosophische Idee aufgibt, dass Wissen als *ontologische Realerkenntnis* – verstanden als ein wahrer, gerechtfertigter Glaube, dass etwas der Fall ist (vgl. Musgrave 2010: 2ff.) – möglich sei. Das darf natürlich nicht zum Fehlschluss führen, dass man deshalb niemals etwas wissen kann, wie von Glaserfeld betont: „In short, what the sceptics failed to stress was that, though no truths about a “real” world could be derived from experience, experience nevertheless supplied a great deal of useful knowledge“ (von Glaserfeld 1990: 3). Wissen wird aus dieser Perspektive immer operational verstanden, wobei es dann „ausschließlich die Ordnung und Organisation von Erfahrungen in der Welt unseres Erlebens“ (von Glaserfeld 1992: 203) betrifft. Während bspw. der kritische Rationalismus bzw. Fallibilismus im Anschluss an Karl Popper, aber auch Peirce (vgl. CP 8.184) noch davon ausgehen, dass Wissen als die „*Approximation* durch die Konstruktion zunehmend realitätsnaher Modelle“ (Albert 1987: 109) und damit auch eine Annäherung an die Realität, wie sie an sich ist, möglich sei, eliminiert der Konstruktivismus jede Ontologie in Bezug auf die Frage des Wissens, in dem er „unverhohlen instrumentalisch“ (von Glaserfeld 1997: 55) vorgeht: „Zentraler Ansatz einer konstruktivistischen Denkweise ist zunächst, dass Wissen und Erkenntnis ausnahmslos prozessual verstanden werden müssen und nicht auf Repräsentation oder Korrespondenz mit einer wie auch immer konzipierten ‚Realität‘ bezogen sein können“ (Wilde 2014: 165). Um hier eine Begriffskonfusion zu vermeiden, soll an dieser Stelle noch kurz erwähnt werden, wie im Radikalen Konstruktivismus die Begriffe „Realität“ und „Wirklichkeit“ verwendet werden:

„In dieser Hinsicht bietet die deutsche Sprache einen Vorteil im Vergleich zum Englischen. Sie stellt einem zwei Wörter zur Verfügung, dank derer man den unnahbaren ontologischen Bereich, den die abendländische Philosophie stets zu „erkennen“ hoffte, als Realität bezeichnet, während man von der Erlebniswelt, zu der allein man durch Wahrnehmen und Handeln tatsächlich Zugang hat, getrost als Wirklichkeit sprechen kann. Damit hat man die Möglichkeit, allen herkömmlichen Realismus, sei er materialistisch oder metaphysisch, zu vermeiden“ (von Glaserfeld 2013: 47).

Wissen und Zeichen werden daher immer *innerhalb* des Bereichs der subjektiven Erfahrungswirklichkeit gebildet und können nur *innerhalb* dieses Rahmens Geltung beanspruchen, was dann auch heißt: Eine referentielle Bezugnahme – egal ob durch Wort oder Bild – über die Grenzen der momentan möglichen Erfahrung ist kategorisch ausgeschlossen und damit auch eine Wahrheit als Übereinstimmung mit einem Sein an sich (vgl. von Glaserfeld 1997: 79) bzw. eine Ähnlichkeitsrelation mit einem nicht anwesenden Ding. Diese Grenze der Bezugnahme ist der Grund für die strikte *Operationalisierung* und *Selbstreferentialisierung* des Wissens- und Zeichenbegriffes, da man Erfahrungen nur mit (memorierten) Erfahrungen vergleichen und sich also auch nur innerhalb der eigenen Erfahrung auf etwas *beziehen* kann. Für die Bildtheorie heißt das demzufolge, dass eine Ähnlichkeitsrelation in Form einer Bezugnahme während der Bildrezeption nicht, wie dies die analytische und phänomenologische Position behauptet, zwischen dem Bildobjekt und einem – während der Bildrezeption letztlich: transzendenten – Referenten besteht, sondern zwischen dem Bildträger und einem mentalen Konzept. Denn entweder *richtet* man sich intentional auf die momentan anwesenden *externen* Dinge der eigenen Erfahrung aus (Objekte oder Sachverhalte, aber auch die eigenen Handlungen) und bzw. oder aber auf die eigenen *internen* mentalen Zustände (Ideen, Konzepte oder Vorstellungen):

„Niemand kann sich dieser fundamentalen Subjektivität der Erfahrung entziehen, auch nicht die Philosophen, die eine „Gottesperspektive“ beanspruchen. Wie alle denkenden Organismen ziehen sie ihre Schlüsse aus ihren eigenen sensomotorischen und begrifflichen Erfahrungen, und jede Er-

klärung ihrer Schlußfolgerungen, das heißt all ihr Wissen, kann sich nur auf innere Ereignisse beziehen und nicht auf irgendwo außerhalb postulierte Elemente“ (von Glaserfeld 1997: 128).

Folgt man nun Peirce in seiner Argumentation, handelt es sich bei den funktionalen Wissenstypen *immer* um Zeichen, die in einem ständigen Schlussfolgerungsprozess zwischen Subjekt und Umwelt geschaltet sind. In diesem Sinne wird durch den Umgang mit den Dingen der Erfahrungswelt – wozu eben auch Bilder gehören – immer *gelernt*, welche Eigenenschaften ein Objekt kennzeichnen, um dieses zu erkennen, und dazu bedarf es der Abstraktion, Zeichen und Schlussfolgerung sowie eben auch der Sozialisation. Denn unstrittig dürfte sein, dass man den Bildgebrauch immer in einer ganz bestimmten Kultur erlernt, worauf besonders die analytische Bildtheorie hingewiesen hat. So schreibt bspw. Scholz: „Die Kompetenz, Bilder zu verstehen, muss erworben werden“ (Scholz 2009: 46, vgl. dazu auch Scholz 2004). Genau diesen Zeichenprozesse involvierenden Erwerbsvorgang, der in der Regel bei Kleinkindern beginnt, blendet die contra-semiotische Position häufig komplett aus.

Die These, dass die Objektwahrnehmung erlernt werden muss, findet sich wie erwähnt auch im Konstruktivismus, wobei dieser durch Peirce' Semiotik fruchtbar ergänzt werden kann. Denn im Hinblick auf das Verhältnis von Wahrnehmung, Gedächtnis und Verhalten kann festgehalten werden, dass bei dieser kognitiven Trias drei Schlussfolgerungsvarianten prozessiert werden, welche Peirce mit *Induktion*, *Abduktion* und *Deduktion* bezeichnet:

„So wird durch Induktion eine Anzahl von Sinneswahrnehmungen, auf welche ein und dieselbe Reaktion folgt, unter einer einzelnen allgemeinen Idee vereinigt, auf welche dieselbe Reaktion folgt; wohingegen bei einem hypothetischen Prozeß [Abduktion] eine Anzahl von Reaktionen, die von ein und denselben Gelegenheit verlangt werden, in eine allgemeine Idee vereinigt werden, die durch dieselbe Gelegenheit aktiviert wird. Durch die Deduktion erfüllt die Verhaltensgewohnheit ihre Rolle, bei bestimmten Gelegenheiten gewisse Reaktionen hervorzurufen“ (Peirce 1991: 203; Ergänzung in der eckigen Klammer: M. H.).

Von klein auf lernt der Mensch also, mit der Umwelt umzugehen, indem er entsprechende Re-Präsentationen bzw. Konzepte konstruiert, welche im Zuge der Semiose bzw. dem „growth of signs“ (Nöth 2014: 175) mit anderen Konzepten verknüpft werden und wachsen, indem sie durch *Nachdenken*, *Erfahrungen* und *Abstraktion* modifiziert werden. Dieser Lernprozess gilt auch für Bilder: Von den einzelnen stereotypen Objekteigenschaften werden induktiv einzelne Merkmalskonzepte abstrahiert, die dann zusammengekommen einen bestimmten Objekttyp in Form des Zeichenkonzepts bilden, das mit dem Bildbegriff verbalisiert werden kann. Erkennt man basierend auf den Merkmalen des Konzepts „Bild“ ein Objekt als ähnlich, wird aufgrund eben dieses Konzepts deduktiv geschlussfolgert, dass dieses jeweilige Objekt zum passenden Objekttyp gehört. Was ein Bild als Erkenntnisobjekt ist, das dann konzeptuell mit dem Begriff „Bild“ zusammengefasst wird, muss also ebenso erlernt werden, wie dies bei allen anderen Objekten der Fall ist, allerdings mit einem Unterschied: Beim Bild muss immer eine *doppelte Kategorisierung* erlernt werden, nämlich die Ausdrucks- und die Inhaltsseite. Der materielle Ausdruck wird dabei mit dem prototypischen *Objekttyp* „Bildträger“ kategorisiert, welcher die Merkmale „zumeist quadratisch“, „artifiziell“, „flach“, „räumlich begrenzt“, „relativ dauerhaft“ und „mit Kontrastkonfigurationen, bspw. Farbe“ aufweist (vgl. Sachs-Hombach 2011: 60f.). Basierend auf dieser Kontrastkonfiguration wird dann das Bildobjekt vermittelt durch die Qualitäten mit einem mehr oder minder bestimmten ikonischen Typ kategorisiert. Doch wie genau stimuliert bzw. affiziert der Bildträger den Betrachter und welche Prozesse spielen dabei eine Rolle?

## 2.2 Wie der Bildträger stimuliert: Das Bilderkennen als selbstreferentielle Bezugnahme

Mit Alexandra Goulimi kann zunächst aus semiotischer Sicht gegen die phänomenologische These der passiven Wahrnehmung das Folgende eingewandt werden:

„Dieser entscheidende Punkt – daß nämlich unser Denken permanent durch etwas beeinflußt wird, das uns äußerlich und nicht intentional bestimmt ist und worauf es selbst keinen Einfluß hat –, ist von den [phänomenologischen] Lebenswelttheoretikern, angefangen bei Edmund Husserl und in der Gegenwart von Autoren wie Waldenfels, Welter oder Grathoff fortgeführt, konsequent übersehen worden. [...] Diese Fehleinschätzung beruht wohl auf einer weit verbreiteten und mit der Romantik entstandenen Vorstellung, daß die geistige Tätigkeit keiner Impulse bedürfe, sondern aus sich selbst heraus schöpferisch sei“ (Goulimi 2002: 80; Ergänzung in der eckigen Klammer: M. H.).

Wahrnehmung fungiert aus der semiotisch-konstruktivistischen Ansicht heraus *nicht* isoliert, da sie innerhalb der Kognition in *Gedächtnis- und Schlussfolgerungsprozesse* eingebettet ist. Es handelt sich aus dieser Sicht nicht um den passiven Vorgang des Registrierens, sondern um einen aktiven Prozess des Erschließens, der wiederum die weiteren Handlungsmöglichkeiten determiniert. Da ein Subjekt sich immer gegenüber der Umwelt verhalten *muss*, macht dies Orientierung in räumlicher und zeitlicher Hinsicht nötig. Das Subjekt muss erschließen, wo es gerade ist, was es dort macht, wo es aufgrund des jetzigen Verhaltens gleich sein wird, was es dort weiterhin tun kann, und dies erfolgt dem Modell nach durch die stete Bezugnahme auf aus der *bisherigen* Erfahrung *abstrahierte* und *memorierte* Konzepte (vgl. Singer 1992: 96).

Durch die verhaltensbasierte Verschiebung des Wahrnehmungshorizontes wird sowohl im Konstruktivismus als auch in der Semiotik davon ausgegangen, dass in der Kognition ein Schlussfolgerungsprozess notwendig ist, der zum Aufstellen und Überprüfen von Hypothesen zwischen *Aktualität* und *Potentialität* führt, um dabei anschlussfähige Verhaltensoptionen auszumachen (vgl. Peirce 1991: 393-420 oder Luhmann 1987: 100ff.). Unter „Kognition“ soll daher im Anschluss an Heinz von Foerster die oben erwähnte Trias verstanden werden:

„Wenn nur eine der drei Fähigkeiten, die oben erwähnt wurden, weggelassen wird, dann ist das System ohne Kognition. Streichen wir die Wahrnehmung, dann fehlt jede Erfahrung. Streichen wir Gedächtnis, dann kennt das System nur Durchsatz. Streichen wir die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, dann degeneriert Wahrnehmung zu Sinnesreizung und Gedächtnis zu einem Speicher“ (Foerster 1993: 305).

Gemäß dieser Sicht wird ein Bildobjekt nicht einfach passiv wahrgenommen oder interesselos angeschaut, sondern aktiv konstruiert. Dabei spielen die „Aufmerksamkeitsweckung, Figuren- und Musterinterpretation und Ermittlung der globalen Bedeutung des Bildes“ (Schmidt 1996: 155) eine entscheidende Rolle. Die Erfahrungswelt des Subjekts – zu der eben auch Bildträger gehören – stimuliert zur gedächtnisbasierten Bezugnahme in Form von Kategorisierungen, um die Umwelt zu erkennen und sich erfolgreich zu orientieren. Zum einen wird dabei dem durch seine stereotype Form erkannten Bildträger der *Objektyp „Bildträger“* und zum anderen wird vermittelt durch diesen Bildträger den qualitativen Kontrastkonfigurationen ein *ikonischer Typ „Bildobjekt“* zugewiesen (vgl. Kapitel 2.5). Diesen kontinuierlichen Schlussfolgerungsprozess innerhalb der Kognition bezeichnet Peirce mit „*Semiose*“, bei der konstant ein Bezug auf die aus der Erfahrung heraus konstruierten *Konzepte* erfolgt. Das *Wahrnehmungsperzept* wird dabei als *Zeichen* verstanden, dessen Wirkung das *Wahrnehmungsurteil* in Form einer Kategorisierung ist (vgl. Roesler 2000: 119).

Basierend auf dieser Argumentation lässt sich sagen, dass die aktive Wahrnehmung mit dem Gedächtnis und Verhalten verbunden ist, wobei sich diese Relation mit Siegfried J. Schmidt wie folgt auf den Punkt bringen lässt:

„Das Gedächtnis repräsentiert in seiner neuronalen Architektur und den dadurch ermöglichten Funktionsabläufen sozusagen den jeweiligen Stand der Wahrnehmungsgeschichte eines kognitiven Systems und steuert die Bedeutungszuweisungen an aktuelle Wahrnehmungen durch Schemata bzw. Attraktoren, wobei Sprache eine wichtige Rolle spielen dürfte. Damit erfüllt es eine zentrale Funktion bei der Wahrnehmungs- und Verhaltenssynthese und bildet die Grundlage der selbstorganisierenden Autonomie des kognitiven Systems, das völlig überfordert wäre, müsste es in jedem Wahrnehmungsvorgang gleichsam als *tabula rasa* immer wieder von neuem beginnen“ (Schmidt 1992: 32).

Aus dieser Perspektive heraus stimuliert der Bildträger den Betrachter also zu einer *doppelten Kategorisierung*: Der Bildträger wird als *reguläres Objekt* bzw. *Ausdrucksseite* kategorisiert, dem aufgrund der Qualitäten ein Bildobjekt als *Inhaltsseite* eines Zeichens zugewiesen wird. Wie oben erwähnt, handelt es sich bei beiden Kategorisierungen und beim Inhalt des Zeichens um einen *selbstreferentiellen* Prozess: Entweder *bezieht* sich ein Ausdruck auf etwas *Internes*, so dass man auf einen mentalen Inhalt Bezug nimmt, oder er *orientiert* auf etwas *Externes*, so dass man intentional mit seiner Wahrnehmung auf ein wirkliches Ding ausgerichtet ist. Dieser Gedanke findet sich bereits in der skeptischen Philosophie von George Berkeley:

„Wir mögen uns aufs Äußerste anstrengen, die Existenz externer Körper zu denken [etwas hinter dem Erfahrungshorizont]; wir betrachten doch immer nur unsere eigenen Ideen. Indem aber der Geist dabei sich selbst nicht beachtet, gibt er sich der Täuschung hin, er sei imstande, Körper zu denken, und denke solche wirklich, die ungedacht vom Geist oder außerhalb seiner existieren, obwohl sie doch eben dann von ihm vorgestellt werden oder in ihm existieren“ (Berkeley 2004: 36, Ergänzung in der eckigen Klammer: M. H.).

Berkeleys Arbeit wird häufig so interpretiert, als ob er meine, die Existenz eines Dinges hänge von seiner Wahrnehmung ab, so dass ein Gegenstand nicht mehr existieren würde, wenn man ihn nicht mehr wahrnimmt (vgl. u. a. Musgrave 2010: 124ff.). Dementgegen argumentiert von Glaserfeld hier, dass Berkeley sein Hauptwerk von 1710 nicht aus Unbedacht mit dem Titel „Of the Principles of Human Knowledge“ versehen hat, sondern dass er dies ganz bewusst getan hat, da es ihm um die Frage nach der *Grenze der Bezugnahme des Wissens* ging und *nicht* um Ontologie.

Auch wenn andere Lesarten hier sicher legitim sind, soll Berkeleys Aussage so verstanden werden: Die leibgebundene Wahrnehmung konstituiert einen Erfahrungsraum, der durch einen beweglichen Horizont begrenzt ist. Basierend auf dem Wahrnehmungsraum und den sich darin befindlichen Dingen (der Umwelt), auf die das Subjekt intentional ausgerichtet ist, abstrahiert es Re-Präsentationen, auf die es sich ebenfalls intentional ausrichten, d. h. mit denen es im Geist operieren kann. Dass dabei *keine existentielle* Relation zwischen der Re-Präsentation und dem Ding, von dem es abstrahiert wurde, besteht, sondern immer nur eine *operationale*, die Handlungs- und Identifizierungsmöglichkeiten umfasst, ist ein Punkt, der im erkenntnistheoretischen Realismus oft übersehen wird (vgl. hierfür exemplarisch Willscheck 2015: 250ff.). Diese Konzepte haben daher eine dezidierte *Kategorisierungs- und Orientierungsfunktion*, wobei es stetig zum Oszillieren zwischen interner und externer Ausrichtung kommt, was wiederum die weiteren Handlungsoptionen bestimmt. Es erfolgt also beständig eine Orientierung durch die gedächtnisbasierte Bezugnahme auf Konzepte. Mit „existieren“ im Sinne des Konstruktivismus ist dann gemeint, dass man ein Ding erfahren kann. Wenn es denk-unabhängig hinter dem Erfahrungshorizont existiert, heißt dies nur, dass wir vermittelt

durch Zeichenhandlungen zu diesem Ding gelangen und es identifizieren können. Ist kein entsprechendes externes Objekt präsent, das mit einem Konzept korrespondiert, operiert man so lange nur mit mentalen Konzepten, bis durch das zielgerichtete Verhalten des Subjekts ein Objekt (oder Sachverhalt) innerhalb der Erfahrung auftaucht, das mit dem passenden Konzept identifiziert werden kann.

Sowohl Peirce in seiner Semiotik als auch Karl Bühler in seiner Sprachtheorie tragen dieser begrenzten Bezugnahme Rechnung (für einen Vergleich: vgl. West 2013): Während Peirce vom *dynamischen* (externer Referent) bzw. *unmittelbaren* Objekt (interne Invariante) des Zeichens spricht (vgl. Peirce 1976: 523f. und CP 8.183), nennt Bühler sie „*Deixis am Phantasma*“ und „*Demonstratio ad oculos*“, welche innerhalb der unmittelbaren Erfahrung der „*Hier-Jetzt-Ich-Origo*“ stattfindet (vgl. Bühler 1999: 79ff., 107, 149ff.). Die erste Variante ist dabei strikt selbstreferentiell, weil ausschließlich mit den aus der Erfahrung gewonnenen und memorierten Konzepten operiert wird (deswegen *am phantasma* = geistig oder anhand der Vorstellung), während bei der zweiten Variante ein Konzept aktiviert wird, das wiederum die Orientierung auf einen wirklichen Referenten innerhalb des situativen Erfahrungskontextes ermöglicht (deswegen *ad oculos* = Auge).

Für die Bildtheorie sind diese Annahmen insofern interessant, als dass konstant *selbstreferentielle Ähnlichkeitsbeziehungen* in Form von Kategorisierungen prozessiert werden, wobei es beim Bild zur Doppelkategorisierung kommt: Der Bildträger muss mit einem *regulären* Objekttyp erkannt werden, während dessen Kontrastkonfigurationen mit einem *ikonischen* Typ erkannt werden. Die Ähnlichkeitsrelation des Bildobjekts und damit der Zeichenstatus ergibt sich somit nicht über die referentielle Bezugnahme auf etwas, das hinter dem momentanen Erfahrungshorizont an sich existiert, sondern über die selbstreferentielle Bezugnahme, wobei das Bildobjekt notwendig als ikonisches Zeichen fungiert. Wenn Wiesing im Hinblick auf die Frage, ob Bilder notwendig auf etwas Bezug nehmen müssen, schreibt „Unstrittig ist: Nur weil zwei Dinge für einen Betrachter eine wahrnehmbare Ähnlichkeit besitzen, müssen diese Dinge nicht in einer Bezugnahme stehen“ (Wiesing 2005: 35), kann Folgendes eingewandt werden: Zum einen stehen nicht etwa Dinge in einer Beziehung, sondern die Qualitäten eines *Bildträgers* mit einem *mental Konzept*, und zum anderen werden nicht etwa *beliebige*, sondern immer nur die Kombination von *relevant* gemachten Qualitäten in eine Ähnlichkeitsrelation gebracht. Die Umwelt eines Subjekts stimuliert fortwährend zur selbstreferentiellen Bezugnahme auf das Gedächtnis, wobei Zeichen und daher auch Bilder doppelt kategorisiert werden (physischer Ausdruck und mentaler Inhalt). Daher schreibt von Glaserfeld:

„From the constructivist perspective, the viewer's interpretation of an iconic representation, i.e., what the 'icon' will be said to depict, cannot, as realists tend to believe, be a piece of the 'external', ontic world, but only something that, under all circumstances, consists of elements that are already within the viewer's realm of experience“ (von Glaserfeld 1987: S. 3).

Die Ähnlichkeit besteht aus dieser Perspektive heraus also nicht als *kontingente* Bezugnahme zwischen Bildobjekt und Referent, sondern als *notwendige* Bezugnahme zwischen Bildträger und Konzept. Wenn man das Bild erkennt, hat bereits *während* des Wahrnehmungsprozesses eine Kategorisierung und damit eine Bezugnahme auf mentale Konzepte stattgefunden, wobei der Bildträger das Bildobjekt determiniert. Das wird auch daran ersichtlich, dass, wenn es zur Veränderung auf dem materiellen Bildträger kommt, es auch notwendig zur Veränderung des Bildobjekts kommt. Das Bildobjekt wird demnach als ein durch den Bildträger vermittelter ikonischer Typ kategorisiert. In diesem Sinne erfolgt auch keine Trennung des Bildverständens in ein „*perzeptives* Ver-

stehen“ und ein „Verstehen als Zeichen“, wie es bspw. Scholz (vgl. 2004: 108ff.) vorgeschlagen hat, da diese Stufen in dem hier vorgeschlagenen Modell zusammenfallen.

Um zu verstehen, um welche semiotische Relation es sich dabei in dem oben dargelegten Sinne handelt, macht es an dieser Stelle Sinn, näher auf die Peirce'sche Semiotik einzugehen.

### 2.3 Die Grundlagen der Peirce'schen Semiotik aus konstruktivistischer Sicht

Peirce'sche Semiotik muss man vor dem Hintergrund sehen, dass er mit seiner Theorie versucht, die erkenntnistheoretischen Pole von Realismus und Idealismus zu verbinden. Daher finden sich in seiner Theorie auch einige metaphysische Annahmen, welche aus konstruktivistischer Sicht abgelehnt werden. Dessen ungeachtet kann Peirce grundlegend zugestimmt werden, wenn er meint, dass die Kognition durch Zeichenprozesse determiniert ist und dass es sich bei Zeichen zumeist um aus der Erfahrung gewonnene Verhaltensgewohnheiten handelt:

„The third principle whose consequences we have to deduce is, that, whenever we think, we have present to the consciousness some feeling, image, conception, or other representation, which serves as a sign. But it follows from our own existence [...] that everything which is present to us is a phenomenal manifestation of ourselves. [...] When we think, then, we ourselves, as we are at that moment, appear as a sign. Now a sign has, as such, three references: first, it is a sign *to* some thought which interprets it; second, it is a sign *for* some object to which in that thought it is equivalent; third, it is a sign, *in some respect or quality*, which brings it into connection with its object. Let us ask what the three correlates are to which a thought-sign refers“ (CP 5.283).

(Um Irrtümer auszuschließen: „object“ meint hier das mentale Konzept *oder* den Referent.) Peirce'sche Semiotik und sein Zeichenbegriff basieren auf seiner Theorie der Universal-Kategorien, welche aus der Erfahrung heraus abstrahiert werden können und mit den Begriffen „Erstheit“, „Zweitheit“ und „Drittheit“ bezeichnet werden (vgl. dafür kurorisch: Krampen 1984: 1111ff.; ausführlich: Baltzer 1994). Peirce selbst definiert diese drei Kategorien wie folgt:

„*Erstheit* ist das, was so ist, wie es eindeutig und ohne Beziehung auf irgend etwas anderes ist. *Zweitheit* ist das, was so ist, wie es ist, weil eine zweite Entität so ist, wie sie ist, ohne Beziehung auf etwas Drittes. *Drittheit* ist das, dessen Sein darin besteht, daß es eine Zweitheit hervorbringt“ (Peirce 1983: 55).

Die nächsthöhere dieser jeweils irreduziblen Kategorien schließt dabei die vorhergehende mit ein. Mit veranschaulichenden Schlagworten auf den Punkt gebracht, könnte man sagen, dass es sich hier um *Qualität*, *Einheit* bzw. *Präsenz* (Erstheit), *Widerstand*, *Sein*, *Faktisches* bzw. *dyadische Verbindungen* (Zweitheit) und *Kognition*, *Vermittlung* bzw. *Gewohnheit* (Drittheit) handelt; auf das Subjekt bezogen: Es gibt immer einen Kognizierenden (Drittheit), der auf ein Objekt (wirklich oder mental) ausgerichtet ist (Zweitheit), das wiederum durch irgendwelche Qualitäten präsent ist (Erstheit). Nach Peirce lassen sich alle anderen Relationen immer auf diese Trias reduzieren. Jede erkennbare Entität besitzt also *Qualitäten* (Erstheit), die *in sich* und *von anderem* durch eine faktische Form differenziert sind (Zweitheit) und als solche vom Subjekt durch aktive Interaktion mit dem Objekt in Form eines *Konzepts* (Drittheit) abstrahiert werden müssen, wobei zu diesem Konzept dann auch notwendig die Lernerfahrung mit diesem Objekt in Form einer Verhaltens- und Handlungsdisposition mit eingeht.

Basierend auf den drei Kategorien entwickelt Peirce dann einen dreigliedrigen Zeichenbegriff, der aus *Repräsentamen* bzw. *Ausdruck* (Erstheit), *Objektrelation* bzw. *Inhalt* (Zweitheit) und *Interpretant* bzw. *Leistung* (Drittheit) besteht. Diese drei Teile

können dann wiederum auf die Kategorien bezogen werden, so dass es eine Erstheit der Erstheit, Erstheit der Zweitheit usw. gibt, wie in Tabelle 1 dargestellt (vgl. Krampen 1984: 112):

Tabelle 1

Kategorien	Erstheit	Zweitheit	Dritttheit
Zeichen	Repräsentamen	Objektrelation	Interpretant
Erstheit	Qualizeichen	Ikon	Rhema
Zweitheit	Sinzeichen	Index	Dizent
Dritttheit	Legizeichen	Symbol	Argumentation

An dieser Stelle wird nicht auf die Nuancen dieser Theorie eingegangen, da für die anvisierte bildtheoretische Argumentation primär das Folgende von Relevanz ist: Die Objektrelation – also wie mittels Schlussfolgerung Ausdruck und Inhalt korreliert werden – basiert ebenfalls auf den drei Kategorien, so dass ein Zeichen dann entweder *ikonisch* (Erstheit), *indexikalisch* (Zweitheit) oder *symbolisch* (Dritttheit) sein kann. Die Prototypen dafür wären dann das Bild (Ikon), die Spur (Index) und das Wort (Symbol).

Wichtig ist an dieser Stelle anzumerken, dass es sich bei Ikon, Index und Symbol nicht etwa um absolut voneinander getrennte Kategorien handelt, sondern immer nur um *Aspekte*, die jedem Zeichen zukommen: „Alle Zeichen haben symbolische, ikonische und indexikalische Anteile“ (Ponzio 2000: 224). Ist einer der Aspekte am dominantesten für die Konstruktion der Bedeutung, wird das jeweilige Zeichen diesem Aspekt zugeordnet und demnach als ein Ikon, Index oder Symbol klassifiziert. Die anderen Aspekte verschwinden dadurch nicht etwa, weil sie einfach nur weniger relevant in diesem Augenblick sind. Ein Punkt, auf den auch Gérard Deledalle hingewiesen hat, wenn er die *Prozesshaftigkeit*, *Dynamik* bzw. immer nur *vorläufig gültige* Kategorisierung eines Zeichens hervorhebt: „Wir müssen hier noch einmal auf dem funktionalen Charakter dieser Unterscheidungen bestehen: Was ein Index in einer Semiose ist, kann in einer anderen ein Symbol sein“ (Deledalle 2000: 38). Somit kann sich die Kategorisierung je nach situativem Kontext ändern, wobei es natürlich mit den entsprechenden Medien auch Technologien gibt, bei denen der jeweilige Aspekt *konstant dominant* bleibt. So ist das Bild konstitutiv über seine Ikonizität determiniert, was nicht ausschließt, dass ein anderer Aspekt ebenso relevant wird, wie die Indexikalität bei der Fotografie. Das ändert dann jedoch nichts an dem Umstand, dass das Bild zunächst als Bild mittels seiner ikonischen Qualitäten und seiner prototypisch medialen Form erkannt werden muss.

## 2.4 Die möglichen Zeichentypen Ikon, Index und Symbol

Neben den oben bereits diskutierten Argumenten gegen den Zeichenstatus des Bildes findet sich noch eine weitere These: die Ansicht nämlich, dass es sich bei Zeichen *ausschließlich* um Symbole handeln kann, die immer bewusst als solche hergestellt und verwendet werden: „Zeichen sind genau die Gegenstände, die zum Symbolisieren verwendet werden“ (Wiesing 2005: 38). Dass diese logozentristische These aus Peirce’scher Sicht nicht zu halten ist, wird deutlich, wenn man die unterschiedlichen Zeichentypen innerhalb seiner Semiotik beachtet.

Basierend auf der bisherigen Grundlage kann zwischen drei Formen unterschieden werden, wie ein Ausdruck mit einem Inhalt korreliert wird. Ähnlich dem Symbolbegriff

bei Ferdinand de Saussure (vgl. zur Ähnlichkeit der beiden Begriffe die immer noch einschlägige Studie von Stetter 1979) definiert Peirce das Symbol als die Anwendung einer Regel: „A *Symbol* is a sign which refers to the Object that it denotes by virtue of a law, usually an association of general ideas, which operates to cause the Symbol to be interpreted as referring to that Object“ (CP 2.249). Im Gegensatz zu Saussure jedoch, bei dem diese Verhaltensregel immer auf eine gemeinschaftlich-kommunikative Festsetzung in Form einer Konvention beschränkt ist, unter der er eine „Kollektivgewohnheit“ versteht, bei der „bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem“ (de Saussure 2001: 80) besteht, fasst Peirce den Symbolbegriff weiter: Bei ihm handelt es sich um ein Zeichen, bei dem Ausdruck und Inhalt willkürlich, d. h. völlig arbiträr durch eine Verhaltensregel festgesetzt werden. Von der allgemeineren, kognitiven Ebene aus betrachtet, kann ein Subjekt diese bewusste oder unbewusste Regelanwendung auch einfach völlig individuell herstellen (vgl. CP 2.307). Bilder können in diesem Sinne auf der Ebene der Rezeption auch als Symbole fungieren, indem man das Bildobjekt mit einer entsprechenden Bedeutung korreliert, z. B. wenn man das Bild eines auf das Meer fahrenden Schiffes als Symbol für das Konzept „Sehnsucht“ interpretiert. Diese Korrelation kann konventionell durch die Sprache gesetzt werden, z. B. in Form einer kunstgeschichtlichen Deutung des Bildes, die man übernimmt, oder aber rein individuell, wenn man bspw. eine mit Sehnsucht gemachte Erfahrung bei der Ausfahrt von Schiffen generell mit diesem Sachverhalt assoziiert und diese Gewohnheit automatisch bei der Rezeption eines entsprechenden Bildes auftaucht. Auf diesem Umstand beruht dann u. a. auch die häufig konstatierte Mehrdeutigkeit von Bildern.

Weiterhin kann man für die Frage nach dem Verhältnis von Bild und Symbol mit Nöth und Lucia Santaella konstatieren:

„Zu Symbolen werden Bilder, wenn die Bedeutung ihrer Elemente nur mit Hilfe des Kodes einer kulturellen Konvention verstanden werden kann. Zeichenträger (Erstheit) und Objekt (Zweitheit) müssen durch ein Drittes, die erst zu erlernende kulturelle Konvention von Interpreten (dem Dritten), in Verbindung gebracht werden. In gewisser Weise beruht jegliche Art der bildlichen Repräsentation, auch die photographische, bis zu einem bestimmten Grad auf Konventionalität“ (Nöth und Santaella 2000: 367).

Zum Konzept „Bild“ gehört daher auch das Wissen über die Bildproduktion, bei der es sich um eine konventionelle, d. h. soziokulturell etablierte Technik handelt, worauf insbesondere die analytische Richtung immer wieder zurecht hingewiesen hat (vgl. Scholz 2009: 40ff. und 138). Im Gegensatz zum Symbol definiert Peirce den Index dann folgendermaßen: „An Index is a sign which refers to the Object that it denotes by virtue of being really affected by that Object“ (CP 2.248). Hier spielen also andere Relationen zwischen Ausdruck und Inhalt eine Rolle, wie Martin Krampen treffend auf den Punkt gebracht hat: „Die Grundeigenschaft eines Index ist also die physikalische, räumliche oder zeitliche Kontiguität, ja sogar die kausale Bestimmtheit des Repräsentamens durch das Objekt, für welches es steht“ (Krampen 1984: 1113). Beim Index wird also im Gegensatz zu der Arbitrarität des Symbols auf eine raumzeitliche Relation zwischen Ausdruck und Inhalt geschlussfolgert, sei dies ein Fußabdruck, bei dem auf dessen kausale Verursachung gefolgt wird, oder ein Zeigefinger, bei dem auf die zu *blickende Richtung* bzw. das *anvisierte Objekt* gefolgt wird.

Dem Index kommt daher eine Schlüsseleigenschaft im Erkenntnisprozess zu, wie Thomas Sebeok konstatiert: „Der Index kehrt sozusagen die Kausalität um“ (Sebeok 2000: 100). Er ermöglicht dem durch seinen Leib an das Hier und Jetzt gebundenen Beobachter eine Form des Wissens, bei der durch einen Schluss eine *Vergangenheits-*

*vorstellung* konstruiert wird. Aus konstruktivistischer Sicht handelt es sich dabei jedoch nicht um eine ontologische bzw. existentielle, sondern um eine epistemologische, d. h. um eine vom Subjekt konstruierte Relation. Diese Stelle markiert wohl auch eine Differenz zwischen Konstruktivismus und Peirce'scher Semiotik: Peirce versteht die Kategorie der Zweitheit zunächst im Sinne eines ontologischen Realismus (Alltagsrealismus), der eine *denkunabhängige* Realität postuliert. Mit der Ansicht, dass, wenn zuvor wahrgenommene Objekte *hinter* dem Erfahrungshorizont verschwinden, diese dort auch *denkunabhängig* weiter existieren (vgl. dazu Willaschek 2015: 46ff.), hat der Radikale Konstruktivismus – und das kann aufgrund der Fehldeutung dieser Theorie gar nicht oft genug betont werden – *kein Problem*, wie auch von Glaserfeld häufig hervorgehoben hat (vgl. von Glaserfeld 1997: 112 oder 187). Was im Konstruktivismus allerdings konsequent abgelehnt wird, ist die These eines *erkenntnistheoretischen Realismus*, die besagt, dass ein kognitiver Zugang zur transzendenten Realität *vermittelt* durch Zeichen möglich ist, weil hier unzulässigerweise der Inhalt eines Zeichens mit dem Ding gleichgesetzt wird (vgl. bei Peirce zu dieser Idee CP 2.440 oder aber in neuerer Zeit bei Willaschek 2015: 251ff.). Wenn Peirce in dieser Hinsicht meint, dass das dynamische Objekt eines Index (Referent) in seiner Abwesenheit durch ein Ikon präsent ist, handelt es sich hier um eine metaphysische Spekulation, also um Glaube oder Fiktion. Diese Fiktionen sind im Alltag durchaus nützlich, da sie „als Werkzeuge der rationalen Organisation unserer Erfahrung anzusehen sind“ (von Glaserfeld 1997: 89), wie von Glaserfeld im Anschluss an Hans Vaihingers „Die Philosophie des Als Ob“ von 1913 betont. Diese Nützlichkeit darf jedoch nicht den Blick dafür verschleiern, dass das abstrahierte Konzept in Form einer Invariante *nach* der Abstraktion ein gedächtnisbasiertes und vollkommen unabhängig bestehendes mentales Konstrukt ist, welches das handelnde Subjekt innerhalb seines Erfahrungshorizontes orientiert. Die Bezugnahme mit Zeichen und Wissen erfolgt ausschließlich selbstreferentiell auf die eigene Erfahrung und niemals darüber hinaus. Durch die Möglichkeit, den Horizont der leibgebundenen Wahrnehmungserfahrung durch Bewegung zu verschieben, kann ebenso die Grenze der intentionalen Bezugnahme verschoben, jedoch niemals überschritten werden.

Das Konzept des indexikalischen Zeichens – wie bspw. der Spur im Schnee, bei der von etwas Wahrnehmbaren bzw. Anwesendem (der Fußabdruck) auf etwas Nichtwahrnehmbares bzw. Abwesendes (die Verursachung) geschlussfolgert wird, welches sich aufgrund eines zeitlichen Entstehungsprozesses jenseits des Wahrnehmungshorizontes befindet – ist niemals eine, wie Peirce meint, ontologisch-existentielle Verbindung, die im Augenblick des Schlusses besteht, sondern die rein epistemologisch-relationale Konstruktion im Zuge der Schlussfolgerung. Es wird hierbei nicht geleugnet, dass irgendwo hinter dem Wahrnehmungshorizont etwas in der ontologischen Realität existiert, dass die Spur verursacht hat. Es wird lediglich argumentiert, dass diese Re-Präsentation, die man mit diesem Fußabdruck im Zuge des Schlusses verbindet, zunächst ein rein mentales Konstrukt ist. Es handelt sich hier um eine Idee oder Vorstellung, welche mit dem Konzept „abwesendes Objekt“ assoziiert wird. Dieses Konstrukt involviert dabei Schemata in Form von Verhaltens- und Handlungsdispositionen, so dass man sich selbst solange bewegen und den Spuren folgen kann, bis etwas innerhalb des Erfahrungshorizontes auftaucht (Orientierung), das als der wahrscheinliche Verursacher dieser Spuren identifiziert wird, wobei dann wiederum der umgedrehte Schluss vollzogen wird: Der Verursacher wird als Ausdruck mit dem mentalen Konzept „Fußabdruck“ assoziiert, welches man vorher basierend auf den Fußabdrücken konstruiert hat, denn nun ist der Fußabdruck das abwesende und der Verursacher das anwesende Objekt. Ein semiotischer Konstruktivismus muss hier also die *aktiven Handlungen* des Subjekts betonen, wenn

es um das oben angesprochene Oszillieren zwischen Konzept und Referent bzw. mitbarem und unmittelbarem Objekt geht.

Im Hinblick auf die Bildtheorie ist der soeben erläuterte Umstand von enormer Bedeutung: Dadurch dass man gelernt hat, was ein Bild ist und wie es produziert wird, schlussfolgert man basierend auf diesem Konzept automatisch aufgrund der stereotypen Form des Bildträgers und der Unwahrscheinlichkeit der qualitativen Kontrastkonfiguration in Form des erkannten Bildobjekts darauf, dass es sich hierbei um ein intentional hergestelltes Produkt handelt, das jemand in genau dieser Modalität *präsentieren* wollte. Mittels eines indexikalischen Schlusses wird also auf das Konzept eines (Modell-)Produzenten geschlossen, durch den dieses Artefakt kausal verursacht wurde, was wiederum auf dem Bildkonzept basiert, zu dem der Interpretant gehört, dass Bilder künstlich hergestellt werden müssen.

Mit „Ikon“ bezeichnet Peirce eine Relation, „which exhibits a similarity or analogy to the subject of discourse“ (CP 1.369), und dies entweder logisch-gedanklich, wie bei mathematischen Diagrammen, oder empirisch-qualitativ, wie bei einem Bild. Da der Fokus der Untersuchung auf dem Bild liegt, lassen wir die erste Variante hier außen vor. Bei der Ikonizität im Hinblick auf den Zeichenstatus des Bildes müssen dabei zwei Bereiche differenziert werden: Bei der *Bildrezeption*, also der unbewussten Herstellung einer Ähnlichkeitsrelation zwischen den materiellen Qualitäten des Bildträgers zu einem *gedächtnisbasierten ikonischen Typ*, ist keine Konventionalität im Sinne der strukturalistischen und analytischen Bildtheorie notwendig, da diese Typen vollkommen individuell kognitiv konstruiert und unbewusst angewandt werden. Mit Bezug auf die Ikonizität auf der Rezeptionsebene hält Peirce daher treffend fest: „Every picture (however conventional its method) is essentially a representation of that kind [icon]“ (CP 2.279, Ergänzung in der eckigen Klammer: M. H.).

Der entscheidende Punkt ist an dieser Stelle, dass die ikonische Bezugnahme – also die im Moment der Bildrezeption hergestellte Ähnlichkeitsrelation – in *keinem Fall* zu einem transzendenten Ding hergestellt wird. Diese Ansicht lässt das Subjekt bei der Bezugnahme völlig außen vor: In dieser Hinsicht kann nämlich gefragt werden, wie die Ähnlichkeit zu einem Ding, das im *Augenblick* der Bildbetrachtung nicht präsent ist, denn überhaupt hergestellt werden kann, wenn nicht über die gedächtnisbasierte mentale Bezugnahme auf die eigenen Konzepte? Zu sagen, dass ein Bildobjekt etwas anderem ähnelt, setzt schon voraus, dass man die Ähnlichkeitsrelation mental hergestellt hat, da man andernfalls überhaupt nicht behaupten könnte, dass Bildobjekt ähnele etwas. Die Ähnlichkeit wird immer zwischen der qualitativen Kontrastkonfiguration des Bildträgers und einem mentalen Konzept hergestellt und nicht zwischen dem Bildobjekt und Referent. Dabei ist weder die Bezugnahme auf ein transzendentales Ding nötig noch Konventionalität. Würde man ernsthaft behaupten, dass auf der perzeptiven Ebene der Kognition immer *bewusst* hergestellte Konventionalität notwendig sei, um die Ähnlichkeitsrelation herzustellen, würde dies heißen, dass man Dinge oder Sachverhalte nicht aufgrund von prototypischen Schemata wiedererkennen kann, da diese nicht konventionell geschaffen wurden, womit diese Ansicht der Alltagserfahrung eklatant widersprechen würde.

Dieser Umstand darf natürlich nicht zu dem generellen Schluss führen, dass es für die Ikonizität bzw. bei Bildern keine Konventionen gibt, wie das bereits oben deutlich wurde. Nur sind diese eben contingent für die Frage nach dem Bildzeichenstatus. Inwiefern die Konventionalität dabei als Technik bei der *Produktion* des Bildes eine nicht zu leugnende Rolle spielt, ist eine Frage, die sauber von der nach dem Zeichenstatus getrennt werden muss, da sich dieser über die Ebene der *Rezeption* konstituiert.

## 2.5 Das Bildobjekt als vermittelter ikonischer Typ

Bisher wurde festgehalten, dass Wissen als Netzwerk von Re-Präsentationen bzw. Konzeptionen fungiert, welches zum Erkennen von Objekten dient, wobei das Konzept „Bild“ den Objekttyp „Bildträger“ und den ikonischen Typ „Bildobjekt“ umfasst. Nachdem bereits bestimmt wurde, was unter „Bildträger“ zu verstehen ist, soll jetzt im Anschluss an die Studie „Vom Bild zum Sinn“ von Börries Blanke (2003) definiert werden, was der *ikonische Typ „Bildobjekt“* ist.

Blanke konnte in seiner Arbeit entgegen der analytischen Kritik überzeugend darlegen, wie das Bild als ein ikonisches Zeichen doch notwendig über seine Ähnlichkeit definiert werden kann. Die zentrale These lautet dabei, dass das Bildobjekt mit einem ikonischen Typ, d. h. der Variante eines komplementären, zur Gegenstandserkennung nötigen Objekttyps erkannt wird. Daher folgen zunächst einige Anmerkungen dazu, was unter einem Objekttyp zu verstehen ist, um anschließend darzulegen, wie dieser den ikonischen Typ determiniert.

Zunächst kann festgehalten werden, dass Objekttypen eine Unterform und damit spezifischer sind als allgemeine Konzepte, da sie nur die extern erfahrbare Welt betreffen. Die Objekttypen basieren dabei auf zwei Wissenssorten: Das sensorische Wissen betrifft die *wahrnehmbaren Eigenschaften* des zu klassifizierenden Dings, z. B. dass Hasen zwei lange Ohren, vier Pfoten usw. haben. Das enzyklopädische Wissen hingegen betrifft die Merkmale, die *zusätzlich* mit sensorischem Wissen gespeichert werden, dass Hasen bspw. Möhren fressen, hüpfen usw. (vgl. Blanke 2003: 32ff.). Da beim Ikon die wahrnehmbaren Qualitäten von Relevanz für den Inhalt sind, ist natürlich das sensorische Wissen bzw. sind die sensorischen Objekttypen elementar. Die oben angeführte schnelle, unbewusste und automatische Zuweisung eines Typen zu einem Wahrnehmungsperzept in Form einer schlussfolgernden Bezugnahme – beim Bild: vom Bildträger zu dem Konzept – wird dabei, wie bereits das Wissen, auf zwei Module aufgeteilt: Das sensorische Modul wird noch zusätzlich in ein *visuelles, haptisches* etc. aufgegliedert (vgl. Blanke 2003: 35ff.). Daher stellt das sensorische Modul dem Modell folgend die sensorischen Typen bereit, unter denen ein Objekttyp verstanden wird, der die Gesamtheit der eine Oberklasse definierenden sensorischen Merkmale enthält bzw. eine Merkmalsmenge in Form einer modalitätsspezifischen Invariante. Das enzyklopädische Modul hingegen stellt die enzyklopädischen Typen bereit, die jeweils all das Wissen umfassen, welches mit einer ganz bestimmten Objektklasse zusätzlich verbunden ist.

Wenn man das Bild als ikonisches Zeichen auffasst, kann zunächst festgehalten werden, dass es sich hier um ein statisches Ikon handelt, also um ein *materielles, spezifisches* und *individuelles* Objekt, das zunächst einmal als solches kategorisiert wird: Ein Bild wird als Objekt dem Objekttyp „Bild“ zugeordnet, indem bestimmte, für den Typ als relevant betrachtete Eigenschaften des materiellen Bildträgers als die Realisierung der Merkmale des Objekttyps Bild erkannt werden. Der Bildträger wird als Ausdruck klassifiziert, der ikonische Qualitäten wie Farbe, Formen und Proportionsverhältnisse aufweist, die im Zuge eines Schlusses als relevant für die Zuschreibung von Ähnlichkeit in Form einer Inhaltszuweisung erachtet werden (vgl. Sachs-Hombach 2006: 150ff.). Die Ausdrucksseite determiniert somit die Inhaltsseite.

Für die Inhaltsseite in Form des Bildobjekts sind nun die sensorischen, genauer: die *visuellen Objekttypen* interessant, denn auf diesen basieren letztlich die *ikonischen Typen*. Wenn bspw. das Bild eines Hasen erkannt wird, obwohl bestimmte sensorische Merkmale wie räumliche Ausdehnung, diverse Handlungsoptionen mit diesem Ding oder Geruch usw. fehlen, man es aber dennoch als ähnlich zu einem Hasen erkennt, dann muss es eine *Transformationsrelation* beim Menschen in Form eines Abstraktionsver-

mögens zwischen Objekttyp und ikonischem Typ geben, womit der ikonische Typ eine sensorische Variante des Objekttyps wäre. Eine kognitive Fähigkeit also, bei der die Menge der visuellen Eigenschaften, die bspw. die Klasse der Hasen definiert, zu dem visuellen Objekttyp *Hase* wird, der dann wiederum als ikonischer Typ *Hase* in Form einer bildlichen Darstellung funktioniert, weil er offensichtlich als solcher erkannt und kategorisiert wird. Sowohl der visuelle Objekttyp *Hase*, der zum Erkennen wirklicher Hasen dient, als auch der ikonische Typ *Hase*, der für das Erkennen von Hasenbildern dient, sind somit sensorische Varianten *dasselben Objekttyps*, da sie beide eine Reihe von für den Typ konstitutiven Eigenschaften auf der sensorischen Ebene aufweisen (vgl. Blanke 2003: 51). Durch die jeweilige Strukturierung der Kontrastkonfiguration auf dem Bildträger stimulieren diese qualitativen Eigenschaften den Rezipienten zur ikonischen Kategorisierung, da eben nur *einige*, aber nicht *alle* Merkmale eines korrespondierenden Objekttyps vorhanden sind.

In dieser Hinsicht ist also die ikonische Kategorisierung, welche für die Bilderkennung konstitutiv ist, notwendigerweise mit der Objektkategorisierung verbunden: Zum einen muss der Bildträger durch seine Eigenschaften als das Objekt einer bestimmten Klasse, nämlich der der Bilder, erkannt werden, und zum anderen muss das Bildobjekt als zugehörig zu einem bestimmten ikonischen Typ erkannt werden, der wiederum als Variante eines visuellen Typs fungiert, aber nicht mittels dieses Objekttyps kategorisiert wird. Beides findet dabei parallel statt, wenn die funktionale Einheit des Zeichens in Kraft tritt.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, dass die Objekttypen natürlich variiert und kombiniert werden können, so dass diese sich wiederum in ikonische Typen transformieren lassen, die für das Erkennen von z. B. Einhorndarstellungen dienen. Der Ähnlichkeitskritik der analytischen Philosophie, welche meint, dass die Ähnlichkeitsrelation ausschließlich zwischen dem Bildobjekt und einem realen Referenten bestehen kann (vgl. Scholz 2009: 30), ist damit der Boden entzogen. Somit ist der Weg frei für die Ähnlichkeit als notwendiges Kriterium. Bei der Bildkognition findet also eine mehrfache Kategorisierung statt: der Bildträger mit der regulären Objektkategorisierung und das Bildobjekt mit der ikonischen Kategorisierung, welche dann wiederum nur eine durch den Bildträger *vermittelte, sensorische Variante* eines komplementären Objekttyps ist. Das Bildobjekt selbst kann nämlich nicht unvermittelt, also direkt mit einem Objekttyp kategorisiert werden, denn offensichtlich kann man problemlos zwischen Bild und wirklichem Objekt differenzieren. Es kann also nur über den Umweg der Transformation des Objekttyps geschehen, wenn das Bildobjekt als Ikon erkannt wird. Man kann hier von *Kotypie* sprechen: Referent und Bildobjekt werden als *Varianten desselben Typs* kategorisiert, weil beide für den ikonischen Typ notwendige Eigenschaften aufweisen. Das ist wichtig, denn es wird klar, dass für die Transformation nicht *irgendwelche*, sondern immer nur bestimmte, nämlich *relevante* Eigenschaften bedeutsam sind, da es sich bei der Ikonizität um ein *Differenzphänomen* handelt. Ähnlichkeit kann es nur dann geben, wenn ein gewisses Maß an Unähnlichkeit vorliegt, denn überhaupt erst in dieser Differenz liegt die Zeichenhaftigkeit des Ikons. Ikonizität ist demnach keine Identität. Die ikonische Zeichenrelation kann nicht mit beliebigen Eigenschaften definiert werden, denn der bloße Besitz gemeinsamer Eigenschaften macht noch keine ikonische Relation aus (vgl. Blanke 2003: 51ff.). Blanke hat diesen Punkt in seiner Arbeit wie folgt zusammengefasst:

„Gemeinsame Eigenschaften zweier Objekte sind nur dann konstitutiv für eine Zeichenrelation, wenn die Objekte als Varianten desselben Typs kategorisiert werden, wenn also die gemeinsamen

Eigenschaften als relevante Eigenschaften in Bezug auf ein und denselben Typ aufgefasst werden“ (Blanke 2003: 52).

In diesem Sinne ist der ikonische Typ *Hase*, der zum Erkennen des Bildhasen führt, eine Variante des Objekttyps *Hase*, der zum Erkennen des wirklichen Hasen führt, da beide trotz ihrer Gestaltdifferenz doch wahrnehmbare Eigenschaften miteinander teilen, die beide Merkmale des sensorischen Typs *Hase* sind. Ob etwas als ikonisches Zeichen von etwas anderem verstanden wird oder nicht, hängt also von der Kategorisierung, den relevant gemachten Eigenschaften und dem Verhältnis von Typ und Variante ab. Je nachdem wie die Relation aufgebaut ist, welche Eigenschaften also bei der Verwendung eines Objektes relevant gemacht werden, hängt dann auch die Möglichkeit zur mehr oder minder eindeutigen Kategorisierung in Form eines ganz bestimmten ikonischen Typs ab.

In diesem Sinne kann im Hinblick auf die Typen sowohl bei der Objekt- als auch bei der Bilderkennung von einer *dynamischen Kategorisierungsschwelle* gesprochen werden: Diese hängt nicht von einer Menge notwendiger und hinreichender Eigenschaften ab, sondern davon, dass eine Kombination aus dem Typ entsprechenden Eigenschaften überschritten wird, die dann zu einer Kategorisierung führen, das betreffende Objekt bzw. Ikon eher als Exemplar dieses bestimmten als eines anderen Typs zu kategorisieren. Die Variabilität für die ikonische Kategorisierung ist dabei wesentlich höher als für die nicht-ikonische Kategorisierung. Man denke hier nur an die zahlreichen Möglichkeiten, bspw. ein Auge darzustellen. Wenn das kognitive System basierend auf der qualitativen Kontrastkonfiguration auf dem Bildträger ein Bildobjekt konstruiert, so handelt es sich immer um eine spezifische, nämlich die ikonische Variante eines allgemeinen visuellen Objekttyps bzw. die Kombination mehrerer Typen. Die Darstellung selbst ist dabei immer *bestimmt*, hat also, wenn man so will, eine *intensionale Identität* in Form eines konkreten Exemplars, denn allgemeine Typen lassen sich nicht ikonisch darstellen (vgl. Blanke 2003: 55–65).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Bilder als ikonische Zeichen evozieren eine besondere Kognition, die in zwei verschiedenen Kategorisierungen des wahrgenommenen Bildobjekts besteht, und zwar als eine *mittelbare* Kategorisierung mit einem ikonischen Typ *X* durch die Konstruktion des jeweiligen Bildobjekts und die *unmittelbare* Kategorisierung mit einem zum ikonischen Typ komplementären Objekttyp *nicht-X* (vgl. Blanke 2003: 70). Veranschaulicht am Beispiel eines Hasenbildes hieße das dann: Der Betrachter konstruiert *vermittelt* durch den Bildträger und den dabei relevanten Ähnlichkeitsaspekten mit der ikonischen Kategorisierung des Typs *Hase* das entsprechende Bildobjekt, wobei er *gleichzeitig* eine unmittelbare Kategorisierung vornimmt und zwar mit dem komplementär dazugehörigen Objekttyp *nicht-Hase*; oder anders formuliert: Die Kontrastkonfiguration auf dem Bildträger überschreitet zum einen deutlich die ikonische Kategorisierungsschwelle und bleibt aber gleichzeitig unter der Objektkategorisierungsschwelle für den visuellen Typ, was sich daran zeigt, dass man hier eben das Bild eines Hasen und nicht einen wirklichen Hasen wahrnimmt, was wiederum heißt, dass der sensorische Typ hier als ikonischer Typ fungiert und nicht als ein Objekttyp.

### 3. Zusammenfassung: Was ist ein Bild?

Beim Bild handelt es sich um ein Medium, dessen spezifisches Kennzeichen darin besteht, die selbsterreferentielle Mehrfachkategorisierung mit den Bestandteilen *Wahrnehmung*, *Gedächtnis* und *Schlussfolgerung* zu stimulieren. Dabei wird durch eine mehr oder minder konventionelle Produktionstechnologie die Ausdrucksseite in Form des Bild-

trägers hergestellt, der mit einem Objekttyp „Bildträger“ kategorisiert wird, der die Merkmale „meistens quadratisch“, „räumlich begrenzt“, „flach“, „artifiziell“, „relativ dauerhaft“ und „mit Kontrastkonfiguration“ aufweist.

Für die mentale Konstruktion des *Bildobjekts*, also der Inhaltsseite eines Zeichens, wird die jeweilige Kontrastkonfiguration basierend auf deren qualitativen Eigenschaften doppelt kategorisiert: Durch den Bildträger *vermittelt* wird basierend auf den relevanten Ähnlichkeitsaspekten der entsprechende *ikonische Typ-X* konstruiert, insofern die entsprechende Schwelle der Kategorisierung des ikonischen Typs aufgrund der qualitativen Eigenschaften überschritten wird, und *gleichzeitig* zu diesem Prozess findet eine *unmittelbare* Objektkategorisierung mit dem immer zum ikonischen Typ-X korrespondierenden visuellen Objekttyp *Nicht-X* statt, weil die Objektkategorisierungsschwelle aufgrund der stereotypen und qualitativen Eigenschaften des Bildträgers *nicht* überschritten wird.

Das Bild ist somit die Einheit der Differenz von ikonischer Kategorisierung (ikonischer Typ-X) und Objektkategorisierung (visueller und komplementärer Objekttyp Nicht-X sowie Objekttyp „Bildträger“).

## Literaturverzeichnis

- Albert, Hans: Kritik der reinen Erkenntnistheorie, Tübingen 1987.
- Baltzer, Ulrich: Erkenntnis als Relationengeflecht: Kategorien bei Charles S. Peirce, Paderborn 1994.
- Belting, Hans: Nieder mit den Bildern. Alle Macht den Zeichen. Aus der Vorgeschichte der Semiotik, in: Stefan Majetschak (Hrsg.): Bild-Zeichen. Perspektiven einer Wissenschaft vom Bild, München 2005, S. S. 31–48.
- Berkeley, George: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis, Hamburg 2004.
- Birk, Elisabeth, Mark A. Halawa und Doris Mosbach: Semiotik, in: Netzwerk Bildphilosophie (Hrsg.): Bild und Methode. Theoretische Hintergründe und methodische Verfahren der Bildwissenschaft, Köln 2014, S. 127–154.
- Blanke, Börries: Vom Bild zum Sinn. Das ikonische Zeichen zwischen Semiotik und analytischer Philosophie, Wiesbaden 2003.
- Boehm, Gottfried: Die Wiederkehr der Bilder, in: Ders. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München 1994a, S. 11–38.
- Boehm, Gottfried: Die Bilderfrage, in: Ders. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München 1994b, S. 325–343.
- Böhme, Gernot: Theorie des Bildes, München 2004 (2. Auflage, Original von 1999).
- Brandt, Reinhard: Die Wirklichkeit des Bildes. Sehen und Erkennen. Vom Spiegelbild zum Kunstbild, München 1999.
- Bühler, Karl: Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache, Stuttgart 1999 (3. Auflage, Original: Jena 1934)
- Eco, Umberto: Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen, München 1991 (2. Auflage, Original von 1975).
- Deledalle, Gérard: Semiotik als Philosophie, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles S. Peirce, Frankfurt am Main 2000, S. 31–43.
- von Foerster, Heinz: Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, hrsg. von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main 1993.
- Geise, Stephanie und Katharina Lobinger (Hrsg.): Visual Framing. Perspektiven und Herausforderungen der Visuellen Kommunikationsforschung, Köln 2013.
- von Glaserfeld, Ernst: Preliminaries to any Theory of Representation, in: Claude Janvier (Ed.): Problems of Representation in the Teaching and Learning of Mathematics, Hillsdale, NJ., 1987, S. 215–225, <http://www.univie.ac.at/constructivism/EvG/papers/105.pdf> [29.09.2015]. Die Zitation folgt der Onlineversion.

- von Glaserfeld, Ernst: An Exposition of Constructivism: Why Some Like it Radical, in: R. B. Davis, C. A. Maher, & N. Noddings (Eds.), Monographs of the Journal for Research in Mathematics Education, #4. Reston, VA: National Council of Teachers of Mathematics, 1990, S. 19–29, <http://www.vonglasersfeld.com/127> [29.09.2015]. Die Zitation folgt der Onlineversion.
- von Glaserfeld, Ernst: Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus, Braunschweig / Wiesbaden 1992 (Nachdruck, Original von 1987).
- von Glaserfeld, Ernst: Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme, Frankfurt am Main 1997.
- von Glaserfeld, Ernst: Wege des Wissens. Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken, Heidelberg 2013 (2., korrigierte Auflage, Original von 1997).
- Goodman, Nelson: Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie, Frankfurt am Main 2010 (6. Auflage, Original von 1968).
- Gombrich, Ernst H.: Kunst und Illusion. Zur Psychologie der bildlichen Darstellung, 2004 (2. Auflage; engl. Original von 1960).
- Goulimi, Alexandra: Kommunikatives Handeln als semiotischer Prozeß. Ein Beitrag zur Theorie des kommunikativen Handelns aus der Perspektive der Semiotik von Charles S. Peirce, Frankfurt am Main u. a. 2002.
- Große, Franziska: Bild-Linguistik. Grundbegriffe und Methoden der linguistischen Bildanalyse in Text- und Diskursumgebungen, Frankfurt am Main 2011.
- Husserl, Edmund: Phantasie, Bildbewusstsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Vergegenwärtigungen. Texte aus dem Nachlass (1898–1925) (Husserliana XXIII), Den Haag u. a. 1980.
- Jonas, Hans: Die Freiheit des Bildens – Homo pictor und die differentia des Menschen, in: Ders.: Organismus und Freiheit. Philosophie des Lebens und Ethik der Lebenswissenschaften (= Kritische Gesamtausgabe der Werke Hans Jonas, Band I/1, hrsg. von Dietrich Böhler, Michael Bongardt, Holger Burckhart, Christian Wiese und Walther Ch. Zimmerli), Freiburg im Breisgau 2010, S. 277–303.
- Klima, Rolf: Artikel „Verhalten“, in: Werner Fuchs, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt und Hanns Wienold (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie (5. überarbeitete Auflage), Wiesbaden 2011, S. 711.
- Knape, Joachim (Hrsg.): Bildrhetorik, Baden-Baden 2007.
- Knieper, Thomas und Marion G. Müller (Hrsg.): Kommunikation visuell: Das Bild als Forschungsgegenstand – Grundlagen und Perspektiven, Köln 2001.
- Krämer, Sybille, Eva Christiane Cancik-Kirschbaum und Rainer Totzke (Hrsg.): Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen, Berlin 2012.
- Krampen, Martin: Die Rolle des Index in den nomothetischen und hermeneutischen Wissenschaften, in: Klaus Oehler (Hrsg.): Zeichen und Realität. Akten des 3. semiotischen Kolloquiums Hamburg (3 Bände), Tübingen 1984, S. 1111–1120.
- Kress, Gunther und Theo van Leeuwen: Reading Images. The Grammar of Visual Design, London 1996.
- Kress, Gunther und Theo van Leeuwen: Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication, London 2001.
- Lobinger, Katharina: Visuelle Kommunikationsforschung. Medienbilder als Herausforderung für die Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden 2012.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987.
- Majetschak, Stefan (Hrsg.): Bild-Zeichen. Perspektiven einer Wissenschaft vom Bild, München 2005.
- Mitchell, William J. T.: Picture Theory. Essays on Verbal and Visual representation, Chicago 1995.
- Müller, Marion G.: Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Methoden, Konstanz 2003.
- Musgrave, Alan: Alltagswissen, Wissenschaft und Skeptizismus. Eine historische Einführung in die Erkenntnistheorie, Tübingen 2010 (Nachdruck, Original von 1993).
- Netzwerk Bildphilosophie (Hrsg.): Bild und Methode. Theoretische Hintergründe und methodische Verfahren der Bildwissenschaft, Köln 2014.
- Nöth, Winfried: Handbuch der Semiotik, Stuttgart 2000 (2. Auflage, Original von 1985).

- Nöth, Winfried und Lucia Santaella: Bild, Malerei und Photographie aus der Sicht der Peirceschen Semiotik, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles Sanders Peirce, Frankfurt am Main 2000, S. 354–374.
- Nöth, Winfried: Zeichentheoretische Grundlagen der Bildwissenschaft, in: Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.): Bildwissenschaft zwischen Reflexion und Anwendung, Köln 2005, S. 33–44.
- Nöth, Winfried: Bildsemiotik, in: Klaus Sachs-Hombach (Hrsg.): Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn, Frankfurt am Main 2009, S. 235–254.
- Nöth, Winfried: Kreative Bilder und die Dynamik ihrer Objekte, in: Elize Bisanz (Hrsg.): Das Bild zwischen Kognition und Kreativität. Interdisziplinäre Zugänge zum bildhaften Denken, Bielefeld 2011, S. 111–132.
- Nöth, Winfried: The Growth of Signs, in: Sign System Studies 42 (2/3), 2014, S. 172–192, <http://www.sss.ut.ee/index.php/ssss/article/view/SSS.2014.42.2-3.02/58> [29.09.2015].
- Peirce, Charles S.: Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Bände I–VI hrsg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss 1931–1935; Bände VII–VIII hrsg. von Arthur W. Burks 1958. University Press, Harvard, Cambridge/Mass. 1931–1958 [Zitation: Charles S. Peirce: CP Band. Abschnitt].
- Peirce, Charles S.: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus, Frankfurt am Main 1976.
- Peirce, Charles S.: Phänomen und Logik der Zeichen, Frankfurt am Main 1983.
- Peirce, Charles S.: Naturordnung und Zeichenprozeß. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie, Frankfurt am Main 1991.
- Piaget, Jean: Meine Theorie der geistigen Entwicklung, Weinheim und Basel 2010.
- Ponzio, Augusto: Semiotik zwischen Peirce und Bachtin, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles S. Peirce, Frankfurt am Main 2000, S. 211–234.
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus, Wiesbaden 2011.
- Roesler, Alexander: Vermittelte Unmittelbarkeit. Aspekte einer Semiotik der Wahrnehmung bei Charles S. Peirce, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles S. Peirce, Frankfurt am Main 2000, S. 112–129.
- Sachs-Hombach, Klaus: Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft, Köln 2006 (2., leicht verbesserte Auflage, Original von 2003).
- Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.): Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden, Frankfurt am Main 2009.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.): Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn, Frankfurt am Main 2010 (2. Auflage).
- Sachs-Hombach, Klaus: Bildakttheorie. Antworten auf die Differenz von Präsenz und Entzug, in: Phillip Stoellger und Thomas Klie (Hrsg.): Präsenz im Entzug. Ambivalenzen des Bildes, Tübingen 2011, S. 57–82.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.): Origins of Pictures. Anthropological Discourses in Image Science, Köln 2013.
- Sartre, Jean Paul: Was ist Literatur?, Reinbek 1981 (Original von 1948).
- de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin, New York 2001 (3. Auflage, Original von 1931).
- Schirra, Jörg R. J. und Klaus Sachs-Hombach: Bild und Wort. Ein Vergleich aus bildwissenschaftlicher Sicht, in: EliSe: Essener Linguistische Skripten – elektronisch, Jahrgang 6, Heft 1, 2006, S. 51–72.
- Schmidt, Siegfried J.: Gedächtnisforschungen: Positionen, Probleme, Perspektiven, in: Ders. (Hrsg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1992, S. 9–55.
- Schmidt, Siegfried J.: Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur, Frankfurt am Main 1996.
- Scholz, Oliver R.: Was heißt es, ein Bild zu verstehen?, in: Klaus Sachs-Hombach und Klaus Rehkämper (Hrsg.): Bild – Bildwahrnehmung – Bildverarbeitung. Interdisziplinäre Beiträge zur Bildwissenschaft, Wiesbaden 2004 (2. Auflage, Original von 1998).
- Scholz, Oliver R.: Bild, Darstellung, Zeichen. Philosophische Theorien bildlicher Darstellung, Frankfurt am Main 2009 (3. Auflage, Original von 1991).

- Schuster, Martin: Wodurch Bilder wirken. Psychologie der Kunst, Köln 2007 (5. Auflage, Original von 1992).
- Sebeok, Thomas A.: Indexikalität, in: Uwe Wirth (Hrsg.): Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles S. Peirce, Frankfurt am Main 2000, S. 90–111.
- Seja, Silvia: Handlungstheorien des Bildes, Köln 2009.
- Singer, Wolf: Die Entwicklung kognitiver Strukturen – ein selbstreferentieller Lernprozeß, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main 1992, S. 96–126.
- Sonesson, Göran: Pictorial Concepts. Inquiries into the Semiotic Heritage and its Relevance to the Interpretation of the Visual World, Malmö 1989.
- Stetter, Christian: Peirce und Saussure, in: Kodikas/Code. An International Journal of Semiotics, Volume 1, No. 2, 1979, S. 124–149.
- West, Donna E.: Cognitive and Linguistic Underpinnings of deixis am phantasma: Bühler's and Peirce's semiotic, in: Sign Systems Studies 41(1), 2013, S. 21–41, <http://www.sss.ut.ee/index.php/ssss/article/view/SSS.2013.41.1.02/18> [29.09.2015].
- Wiesing, Lambert: Phänomene im Bild, München 2000.
- Wiesing, Lambert: Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes, Frankfurt am Main 2005.
- Wiesing, Lambert: Das Mich der Wahrnehmung. Eine Autopsie, Frankfurt am Main 2009.
- Wilde, Lukas R. A.: Systemtheorie und Konstruktivismus, in: Netzwerk Bildphilosophie (Hrsg.): Bild und Methode. Theoretische Hintergründe und methodische Verfahren der Bildwissenschaft, Köln 2014, S. 165–174.
- Willascheck, Marcus: Der mentale Zugang zur Welt: Realismus, Skeptizismus und Intentionalität, Frankfurt am Main 2015 (2. Auflage, Original von 2003).